



Mehr als Schwester Stefanie

Wir brauchen Fachkräfte, und wir müssen Schulabgänger für den Pflegeberuf begeistern. Leider hat die Pflege ein **Imageproblem**, und die **Wertschätzung** lässt zu wünschen übrig. Vier Experten verraten hier, woran das liegen könnte.

Pflege tut gut“, „Zeig deine Pflegestärken“, „Pflege ist ein Zukunftsmarkt“ – so oder so ähnlich lauten die vielversprechenden Sätze in den Imagekampagnen, die aktuell für Berufe in der Pflege werben sollen. Es ist zu begrüßen, dass die Politik auf das Imageproblem des Berufs reagiert. Fraglich ist, ob die Aktionen nicht etwas spät kommen und die rollende Lawine an „Pflegeproblemen“ noch aufhalten können. Denn obwohl die Branche gute Zukunftsperspektiven bietet, wollen nur wenige Schulabgänger einen Beruf in der Pflege ergreifen. Wie akut der Handlungsbedarf wirklich ist, zeigt eine Umfrage des Instituts für Public Health und Pflegeforschung (IPP) an der Universität Bremen: Danach können sich nur 3,8 Prozent aller

Schulabgänger vorstellen, in der Pflege zu arbeiten. Und obwohl die Pflegenden einen enormen Anspruch an sich selbst haben und sich zunehmend professionalisieren: Das öffentliche Meinungsbild vom Pflegeberuf entspricht noch immer dem von vor 30 Jahren – dem des dienenden Helfers. Die Wertschätzung der Patienten ist zwar da, verwässert aber durch eine Art Mitleid den überlasteten Pflegenden gegenüber. Zudem gilt der Beruf als schlecht bezahlt, Karrierechancen scheint es nur vereinzelt zu geben, und Familie und Job lassen sich schwer unter einen Hut bringen. Das ist auch auf dem Arbeitsmarkt zu spüren: Klinikmanager beklagen immer lauter, nicht mehr genügend Pflegepersonal rekrutieren zu können. Hinzu kommt, dass sich die Lage in den folgen-

den Jahren weiter zuspitzen dürfte. Dies geht zumindest aus einer Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes hervor. Danach werden im Jahr 2025 in der Branche rund 152.000 Beschäftigte fehlen. Umge-

CNE.INFO

CNE.fortbildung

Pflegeleistungen transparent machen – wie, erfahren Sie in der **CNE.fortbildung 4/11: LE 16 „Was ist Pflege wert? – Pflegeleistungen adäquat abbilden“**.

Aktuelle Miniumfrage:

„Fühlen Sie sich und Ihre Arbeit wertgeschätzt?“ www.thieme.de/cne/magazin/miniumfrage

rechnet auf die tarifliche Arbeitszeit entspreche das etwa 112.000 Pflegevollkräften in Kliniken, ambulanten und stationären Pflegeeinrichtungen, heißt es darin weiter. Im Jahr 2025 stehe dem Bedarf an 940.000 Pflegevollkräften ein Angebot von lediglich rund 828.000 Pflegenden gegenüber – und das angesichts des demografischen Wandels. Nach Prognosen des Statistischen Bundesamtes ist im Jahr 2030 mit mehr als drei Millionen Pflegebedürftigen zu rechnen.

Für den Pflegeberuf begeistern

Ein Dilemma, das nunmehr auch die Politik auf den Plan ruft. Doch die Wertschätzung der Berufsgruppe ist ein heikles Thema: So

erklärte etwa der ehemalige Gesundheitsminister Philipp Rösler das Jahr 2011 zum Jahr der Pflege – und wechselte das Amt. Die Hoffnung liegt nun auf seinem Nachfolger Daniel Bahr, der seine Unterstützung zugesagt hat. Eines der Ziele sei es, das Berufsbild attraktiver zu machen und den Pflegenden mehr Perspektiven zu bieten. Vor allem die Arbeitsbedingungen will er verbessern, sie den Bedürfnissen älterer Mitarbeiter anpassen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern. Wichtig sei aber auch, junge Menschen für den Pflegeberuf zu begeistern, zum Beispiel über gezielte Imagekampagnen. Eine zeitgemäße und international angepasste Ausbildungs-

struktur könnte helfen, mehr Bewerber für die Branche zu gewinnen. Genauer: Ein generalistisches Ausbildungskonzept soll die Gesundheits- und Krankenpflege, die Alten- und Kinderkrankenpflege zu einem Beruf zusammenfassen. Ob dies hilft, das Image der Pflege zu verbessern, bleibt abzuwarten. In jedem Fall eröffne das Konzept allen Pflegekräften zusätzliche Qualifikations- und Karrieremöglichkeiten.

Ein Muss: Vorbehaltsaufgaben

Ein neues Berufsgesetz soll die drei Pflegeberufe noch in dieser Legislaturperiode zusammenführen. Auf dem Hauptstadtkongress in Berlin betonte Andreas Westerfell-



Sabine Girts

Geschäftsführerin des Verbands
Bundesarbeitsgemeinschaft
Leitender Pflegepersonen
(BALK)

Die Pflege braucht ein starkes und vor allem neues Image. In der Gesellschaft herrscht die Meinung, dass Pflegeleistungen jeder erbringen kann. Zwar hat sich der Beruf in den letzten Jahren enorm entwickelt, aber bisher drückt sich das weder im Status noch in Werten aus. Im Gegenteil: Nach wie vor diskutiert die Politik über Mindestlöhne in der Pflege. Dabei müsste sie Anreize schaffen – denn immer weniger junge Menschen ergreifen diesen Beruf. Setzt sich dieser Trend fort, müssen wir tatsächlich irgendwann auf Laienpflege ausweichen. Um den drohenden Fachkräftemangel abzuwenden, sollten wir über das Branding einer eigenen Marke – der Marke Pflege – nachdenken. Sie soll den Beruf attraktiver machen und ihn eindeutig auf dem Markt positionieren. Das Entwickeln einer Corporate Identity ist jedoch ein langwieriger Prozess, in dem verschiedene Faktoren zu beachten sind: beispielsweise wie sich die künftigen Versorgungsansprüche und -situationen Pflegebedürftiger

„Ich wünsche mir, dass die Pflegenden irgendwann ganz selbstverständlich sagen: Ich bin stolz, diesen Beruf erlernt zu haben.“

verändern werden. Auch die Personalentwicklung der Zukunft spielt eine große Rolle genauso wie das Erarbeiten neuer Ausbildungsinhalte. Die angehenden Pflegenden sollten zu Gesundheitsmanagern werden, die das Geschehen zwischen Versorgungsnetz und Patienten koordinieren. Zunächst brauchen wir aber ein Gesamtkonzept, das Informationen über Einsatzfelder, Berufsbilder und Ausbildungen bündelt. Wenn sich die Idee durchsetzt und die Marke Pflege eines Tages kommt, kann die geschützte Pflegeleistung mit dem entsprechenden Know-how angeboten und in Anspruch genommen werden. Das soll zu einer exzellenten Versorgungsqualität führen und damit auch zu höherer Wertschätzung. Ich wünsche mir, dass die Pflegenden irgendwann ganz selbstverständlich sagen: „Ich bin stolz, diesen Beruf erlernt zu haben.“



Prof. Stefan Görres

Geschäftsführender Direktor
des Instituts für Public Health
und Pflegeforschung (IPP) in
Bremen

Einerseits hat die Pflege in der Gesellschaft ein hohes Ansehen, weil die Menschen wissen, dass es den Beruf geben muss und dass sie vielleicht einmal auf diese Berufsgruppe angewiesen sind. Wenn es aber um die konkreten Aufgaben in der Pflege geht, nimmt die Wertschätzung rapide ab. Wir haben Untersuchungen durchgeführt, die zu dem Ergebnis kommen, dass die Öffentlichkeit diesen Beruf nicht attraktiv findet. Schüler gaben zum Beispiel an, dass sie in den Tätigkeiten keine sinnstiftende Arbeit sehen, weil das Funktionelle überwiegt. Und auch die Eltern standen dem Beruf eher ablehnend gegenüber, da man keine Karriere machen könne und wenig Geld verdiene. Selbst Lehrer und Berufsberater zeigten Vorbehalte: Sie gaben zu, dass sie bei ihren Beratungen nicht ausdrücklich auf den Pflegeberuf hinweisen. Das Dilemma ist, dass wir im Vergleich zu Ländern wie Frankreich oder England ein Stück weit die Akademisierung und damit die Professionalisierung verpasst haben. Doch anders als diese Länder haben wir ein berufsbildendes System, das relativ gut funktioniert. Deshalb hat auch die Politik lange Jahre nicht die Notwendigkeit gesehen, Pflege zu akademisieren. Die Konsequenz ist, dass das Neuverteilen der Aufgaben jetzt schwierig ist – wir sind bisher nicht wirklich von der ärztlichen Delegation weggekommen. Das Problem ist: Die Pflege hat sich über die Jahrhunderte hinweg zu einem Assistenzberuf entwickelt. Dieses Bild ist vor allem in der

„Schüler gaben an, dass sie in Pflegetätigkeiten keine sinnstiftende Aufgabe sehen.“

Medizin noch stark verankert. Langfristig müssen wir von der Delegation wegkommen hin zu einer eigenverantwortlichen Pflege mit Vorbehaltsaufgaben. Um die Professionalisierung zu unterstützen, brauchen wir eine systematische Pflegeforschung, die das Gesundheits- oder Forschungsministerium mehr als bisher unterstützt. Die Politik muss endlich verstehen, dass Pflege ein zentrales gesellschaftliches Problem ist, dem man viel mehr Aufmerksamkeit widmen muss.

haus, Präsident des Deutschen Pfliegerates (DPR), jedoch, dass es nicht ausreicht, das Gesetz auf die Ausbildung zu beschränken. Nur ein Gesetz, das festhalte, wer nach der Ausbildung was und mit welcher Qualifikation tun dürfe, ermögliche rechtliche Sicherheit und garantiere Versorgungsstrukturen. Und: Nur mit einem Ausbau der Kompetenzen von professionell Pflegenden könne die Eigenständigkeit der Pflegeberufe weiterentwickelt und damit der Beruf attraktiver werden. Neu ist, dass der DPR bei der Erarbeitung des Berufsgesetzes inhaltlich eingebunden werden soll. Noch vor nicht allzu langer Zeit war die Expertise der Pflegeverbände eher weniger gefragt.

Eine eigene Stimme für die Pflege

In Sachen Selbstverwaltung scheint ebenfalls eine Trendwende in Sicht. Verfügen im Gesundheitswesen derzeit nur Ärzte, Apotheker und Psychotherapeuten über eine Kammer, will Bayern als erstes Bundesland eine Pflegekammer einrichten. In einem Gespräch mit der „Süddeutschen Zeitung“ sagte Bayerns Gesundheitsminister Markus Söder: „Die größte Gruppe im Gesundheitswesen braucht unbedingt eine eigene Stimme.“ Mit einer Berufskammer könnten sie ihre Belange selbst in die Hand nehmen. Bislang würden Pflegenden kaum in politische Entscheidungsprozesse eingebunden – weder bei Reformvorhaben noch bei be-

rufsrelevanten Fragen, heißt es in einem Konzeptentwurf des Ministeriums. Darüber hinaus gehörten die Pflegenden mit zu den am schlechtesten organisierten Berufsgruppen. Hier will der Freistaat nun Abhilfe schaffen. Zudem sei eine eigene Berufskammer die größte ideelle Aufwertung, die Pflegenden erhalten können, betont Söder in der „Süddeutschen Zeitung“. Ein solches Engagement erstaunt: Zeigte doch die Politik an diesem Vorhaben bisher nur wenig Interesse. Vielmehr sprach man von einem Zwangsgremium, das nur neue Bürokratie schaffe. Bleibt also abzuwarten, ob sich das Ganze am Ende nicht doch als leeres Versprechen entpuppt. **Julia Maier**



Monika Skibicki

Vorsitzende der Nationalen Konferenz zur Errichtung von Pflegekammern

Der Beruf erfährt bei Patienten eine Art von Wertschätzung, die ich nicht gut finde: Sie haben oft Mitleid mit den Pflegenden. Diese Entwicklung ist fatal. Es kann nicht sein, dass sich hilfebedürftige Menschen zurücknehmen, weil sie merken, dass die Mitarbeiter überlastet sind. Unter den aktuellen Umständen ist es aber kaum möglich, daran etwas zu ändern. Denn die Ursache für die Überforderung liegt vor allem darin, dass Kliniken Personalstellen reduzieren. Sie stellen zudem eher Hilfskräfte ein, weil diese billiger sind. Meiner Meinung nach haben die Fachkräfte dadurch für ihre Tätigkeiten nicht mehr die nötige Zeit. Der Gemeinsame Bundesausschuss hat nun beschlossen, dass Pflegenden zusätzlich ärztliche Aufgaben übernehmen sollen. Hier haben wir das grundsätzliche Problem, dass andere Berufsgruppen entscheiden, was wir zu tun haben. Dabei überprüfen die Vertreter dann nur selten, was die ursprünglichen Tätigkeiten der Pflege sind und wie wir diese weiter professionalisieren können. Doch genau das wäre wichtig – und zwar immer ausgehend

„Der Beruf erfährt bei Patienten eine Art Wertschätzung, die ich nicht gut finde: Sie haben oft Mitleid mit den Pflegenden.“

von der Frage: Was kann Pflege durch ihre Leistung beim Menschen verändern? Wichtig ist auch, der Gesellschaft bewusst zu machen, wie hochwertig diese Leistung ist. Dann würde sie pflegerische Arbeit sicher besser bewerten, und die Wertschätzung gegenüber dem Pflegeberuf wäre bedeutend höher. Dafür brauchen wir gezielte Öffentlichkeitskampagnen, für die uns leider die finanziellen Mittel fehlen. Etablieren wir bundesweit Pflegekammern, steht uns hier wesentlich mehr Geld zur Verfügung. Über die Selbstverwaltung bekommen wir mehr Einfluss in den Gremien, und wir können die Berufsaufsicht selber führen. Dies würde dann erheblich zur Qualitätssicherung beitragen, da sich Pflegenden stetig fortbilden müssten und wir zum Beispiel verbindliche Pflege-Qualitätskriterien festlegen könnten.



Dr. Marion Schink

Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit beim Verband der Schwesternschaften vom Deutschen Roten Kreuz e.V

Für die Öffentlichkeit ist der Pflegeberuf mit Begriffen wie Fürsorge oder Helfersyndrom besetzt. Die Fähigkeit zur Empathie ist natürlich eine Voraussetzung für die Arbeit mit kranken Menschen, aber der Beruf darf darauf nicht reduziert werden. Was Pflegenden alles leisten, ist in der öffentlichen Wahrnehmung nicht präsent. Die Tätigkeiten beschränken sich eher auf: „Das ist die freundliche Frau, die das Essen vorbeibringt“. Derart unreflektierte Meinungsbilder werden ganz wesentlich von den Medien gemacht. Im Fernsehen etwa liegen schon seit vielen Jahren Krankenhausserien im Trend. Ein Serienurgestein ist

„Was Pflegenden alles leisten, ist in der Öffentlichkeit nicht präsent.“

„Schwester Stefanie“: Hier werden Pflegenden als Gutmenschen dargestellt, die sich vor allem um die seelischen Belange der Patienten kümmern. Und auch der „Tatort“ greift das Thema gelegentlich auf. Der Plot spielt dann meistens in einem Altenheim, die Pflegenden sind in der Regel überfordert und alkoholabhängig. Daneben gibt es natürlich dokumentarische Filme, die den Klinikalltag realistisch widerspiegeln. Doch Studien in der Medienpsychologie zeigen, dass sich das Genre Unterhaltung sehr viel stärker in den Köpfen festsetzt. Auch die Politiker beeinflussen das öffentliche Meinungsbild: etwa wenn sie Agenturen mit Imagekampagnen beauftragen und in den Flyern dann Slogans stehen wie „Du bist auch cool, wenn die Arbeit für dich nicht nur ein Job, sondern Berufung ist“. So begeistern wir junge Menschen ganz sicher nicht. Solche Kampagnen müssten vielmehr deutlich machen, wie breitgefächert der Pflegeberuf ist: Warum zeigt man nicht die klinischen Funktionen der Pflege und macht damit deutlich, dass die Kollegen Pflegediagnosen und Konzepte entwickeln? Und warum wird nicht von den edukativen oder versorgungssteuernden Funktionen der Pflege gesprochen? Im Pflegeberuf kann sich jeder das Feld aussuchen, in dem er sein Talent hat. Diese Möglichkeit bieten meiner Ansicht nach nur wenige Berufe.